

Zeitschrift: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee
Herausgeber: Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Band: - (1992)

Artikel: Der Bote von Oberried
Autor: Am Acher, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1096854>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Bote von Oberried

Es war einmal in einer schwarzen Samstagnacht, als eine grossgewachsene Gestalt, bekleidet mit glänzig abgeschabten, braunen Halbleinenhosen, blauweiss gestreiftem Hemd, grauem Gilet und einem schwarzen Filzhut, hinter einer Holzscheune laut hantierend einen zweirädrigen Holzkarren packte. Ihr Getue war geräuschvoll und in der stillen Nacht gut vernehmbar, was allein schon von den Nägeln der Schuhsohlen herührte, die auf dem unebenen Boden gelegentlich auf einem Stein ausrutschten und wie gequält quietschten. Zudem lud der Mann noch Sachen auf seinen überladenen Karren, für die er nicht gleich den richtigen Platz fand und die manchmal etwas lärmig wieder vom Karren auf die Steine fielen, wo sie mit verhaltenen Verwünschungsflüchen erneut mit den Händen gefasst und auf dem Wagen festgezurr wurden, um, zwischen der anderen Ware eingekeilt, einen halbwegs sicheren Halt zu finden.

Eigentlich war es eine schlechte Nacht, ein unguter Anfang, um in dieser Finsternis einen neuen Tag und ein Tagwerk zu beginnen. Aber Pflichten gab es eben auch an schwarzen Samstagen zu erledigen, und gegen die Gesetze der Natur ist eh' nicht anzukämpfen; diese sind einfach zu erdulden und zu ertragen. Was ist also von einem schwarzen Samstag, wo der Mond unsichtbar ist, schon Erbauendes zu erwarten? In solchen Zeiten sind die Menschen anfällig für Depressionen und neigen gar zu Selbstmordgedanken. In diesen dunklen Nächten müssen Personen, die auf den kleinsten Magnetismus des Neumondes anfällig sind, mehr Selbstbeherrschung üben, da eine herabstimmende Zeit regiert.

Man weiss es ja eigentlich seit Generationen, denn die Verbindungen zu Mysterien, zu Festlichkeiten, zu Ackerbau und zu Totenbeziehungen sind uralt, da der Mond, nebst der Sonne, einen der wichtigsten Faktoren im kosmischen Bild darstellt. Der Mond gilt von alters her als Sammler und Verteiler der Kräfte. Sein periodisches Zu- und Abnehmen versinnbildlicht deshalb Wachstum, Auflösung und Verfall.



Der Bote von Oberried
Johann Amacher (Liebelis Hans)
1867–1949
Das Foto stammt aus dem Jahre 1944

Sein Wechselspiel zeigt sich in der gesamten Schöpfung, denn alles, was einen Anfang hat, besitzt auch ein Ende. Dieses Gesetz wird vom Mond in aussergewöhnlich klarer Form wiedergegeben. In jenen Nächten leuchtet und glitzert der Hexer Mond nicht mit einem aufreizenden Hof über dem Brienzersee und lässt sein Licht nicht auf den Wellen tanzen, um zu symbolisieren, dass er tiefgreifende Kräfte besitzt, die Wachstum, Geburt und Tod beeinflussen.

Instinkte, Begierden, Gefühle, Stimmungen und Empfindungen erwachen in den dunklen Mondnächten und entfalten sich den ganzen schwarzen Samstag. Darum ist es gut, wenn im Osten der neue Tag und mit dem Sonnenlicht eine neue Phase anbricht.

Der Mann am Zweiradkarren mit dem Namen Johannes Amacher und dem Übernamen «Liebelis Hans» fand keine Zeit, des langen und breiten über den Mond zu sinnieren, hatte er doch noch einen langen Weg vor sich. Er war nämlich der Bote von Oberried, der mit seinem Vehikel Lebensmittel und Waren von und nach Interlaken transportierte. Diese Tätigkeit hatte er als Jüngling von seinem Vater Gottlieb übernommen. Es war zwar eine gute, aber zugleich anstrengende Arbeit, die viel Kraft abverlangte, galt es doch, den beladenen Karren oder im Winter den Heuschlitten über die unebene Strasse bergauf zu ziehen und bergab zu bremsen. Wohl fuhr damals schon ein Dampfschiff mit dem Namen «Giessbach» über den Brienzersee, aber die Leute mussten die Fracht zum Schiff bringen, was Zeit kostete, und der Transport mit dem Schiff hatte auch seinen Preis. Hinwiederum lagerten angekommene Waren auf der Ländte am See unten und mussten ins Dorf hochgetragen oder transportiert werden, was beschwerlich und mühsam war. So erschien es viel einfacher, dass jemand das Transportgut von Haus zu Haus, an den richtigen Ort brachte oder dort abholte.

Zweimal pro Woche unternahm er diese Reise nach Interlaken, entweder am frühen Morgen oder nach dem Mittagessen. Da er noch bei seinem Vater im landwirtschaftlichen Betrieb tätig war, musste er es so einrichten, dass er entweder am Morgen oder am Abend das Vieh besorgen konnte und somit anwesend sein musste. Dieser Bergbauernbetrieb hatte zur Folge, dass er sich auch öfters erst nach getaner Feldarbeit vor seinen Wagen spannen konnte und seeabwärts marschierte und dementsprechend auch erst spät in der Nacht zurück ins Heimatdorf kam. So

war es nicht verwunderlich, dass er ab und zu vor Müdigkeit den Karren mit der Fracht etwas abseits stellte, sich darunterlegte und einschlief. Von seiner Reise brachte er jeweils drei Säcke frisches Brot mit, aber auch Säcke voller Mais, Griess, Mehl, grüne und geröstete Kaffeebohnen, Zuckerstücke, Nägel, Schrauben, Teigwaren, Futtermittel für die Schweine und Hühner. Auch Fässer voller Speisefett und Petroleum fehlten nicht. Inzwischen hatten nämlich in den Dörfern am Brienzersee die Petroleumlampen die Öltägel abgelöst und damit helleres Licht in Häuser und Scheunen gebracht. Eigentümliche, kuriose Frachten kamen bisweilen zusammen: Etwa für Frau Nuefer aus Ebligen der Grabstein oder gar eine Bassgeige, die in Interlaken zur Reparatur war. Auf diesen Transporten gelangten auch viele Lebensmittel für «Hartes Jellis» Krämerladen nach Oberried. Zudem musste der Bote in Interlaken beim Schmied, Küfer und Wagner noch Botengänge machen. Sonderwünsche gab es auch noch zu erledigen, wie etwa als Stärkung für eine kranke Frau aus der spanischen Weinhalle eine Flasche Malaga mitzubringen.

Andererseits kamen aus dem Bergbauerndorf Beeren, Zwetschgen, Äpfel, Birnen, Nüsse und Käselaibe auf die Ebene zwischen den beiden Oberländer Seen. Auch Säcke voller Maiskolben und Bucheckern, die in der Mühle verarbeitet wurden.

Hart musste gearbeitet werden, um nicht zu den Ärmsten in der Gemeinde gezählt zu werden. Und er, der Bote von Oberried, gehörte nicht zu den Jammergestalten des Dorfes und zählte nicht zu den ganz Armen. Seine Tätigkeit brachte ihm zwar keinen Wohlstand ein, aber genug, um davon in Bescheidenheit zu leben. Dabei hätte er sogar Gründe zum Hadern und Klagen gehabt. Vorab wegen seines Augenleidens, das ihm zunehmend immer mehr Schwierigkeiten machte, da die Sehschwäche stetig zunahm. Irgendwie war da eine Parallele mit den 14 Stationen des abnehmenden Mondes vorhanden. Auch in seinen Augen war eine Kraftabnahme, eine Auflösung, ein Zerfall hin zu der Finsternis zu verspüren. Vor dem Schwarz empfindet man Angst, es ist die Welt des Bösen. Schwarz ist der Widerschein von Revolte, Urteil ohne Mitgefühl und Irrtum vor dem Nichts. Diese Materia prima, dieses Schwarz umschliesst ein tödliches Prinzip. In dieser Farbe vermischt sich Existenz und Essenz, Unterbewusstsein und Überbewusstsein.

Aller Ursprung der Finsternis ist dunkel und wird nur durch das Licht erhellt. Sie verschliesst sich dem unerleuchteten Auge und erscheint daher dem durch den Sündenfall getrüben Blick als etwas Geheimnisvolles, Bedrohendes und Böses. Die Finsternis ist eine Eigenschaft, eine Urmaterie, die noch durch kein Gesetz geformt und gebunden ist. Die braungelockte, kräftige Gestalt unter dem Nussbaum bei der Scheune war mit dem Aufladen ihrer Habseligkeiten fertig geworden und bereits mit dem Karren auf dem holprigen Weg Richtung Interlaken. Ausserhalb des Dorfes spuckte der Mann den Saft seines Kautabakes aus dem Mund und begann halblaut zu singen:

«Treib aus, o Licht, all Finsternis,
Behüt uns, Herr, vor Ärgernis,
Vor Blindheit und vor aller Schand
Und biet uns Tag und Nacht dein' Hand.»

So ein Liedchen vertrieb die Zeit auf dem langen Weg. Leider kam es nicht allzu häufig vor, dass ein Handwerksbursche sich zu ihm gesellte und mithalf, den Wagen mitzuziehen. Viele interessante Gespräche kamen da bisweilen zustande. So wie neulich, als ein Wanderbursche aus Hammerfest von Mord und Totschlag aus seinem Land zu erzählen wusste und am Ende meinte, in seiner Heimat hoch oben im Norden wäre es nicht möglich, zur Nachtstunde mit einem beladenen Wagen unterwegs zu sein, ohne ausgeraubt oder gar getötet zu werden. Viele interessante Leute lernte der Bote bei seiner Tätigkeit kennen. Besonders im Frühjahr, wenn der erste Salat vom milden Brienzerseeufer zum Verkauf angeboten werden konnte oder die ersten «Reeseler-Kartoffeln». Die Hauptabnehmer waren die Hotels «Schweizerhof» und «Viktoria». In diesen Etablissements lernte er auch einige vornehme Herren kennen, die sich für seine Arbeit interessierten, so etwa den vielgepriesene Küchenchef Albert Wanz oder den Kursaalkapellmeister Schleith. Mit diesen Männern musste man anders über den Salat sprechen als mit der Frau aus Niederried, die ihn gefragt hatte, wie und wo er denn den Salat immer so gut anbringen könne, und er schlagfertig antwortete, dass er den Salat im Zweifelsfalle immer der Jungfer Aare gebe, diese nehme ihn zu jeder Zeit restlos ab. Dass er mit dem Aus-

druck «Jungfer Aare» den Aarefluss meinte, in den er den nicht verkauften Salat den Schwänen zum Fressen warf, hatte die leichtgläubige Niederriederfrau nicht begriffen und machte sich am andern Tag auch mit einem Fuder Salat auf den Weg nach Interlaken, wo sie sich vergebens nach der Jungfer Aare erkundigte.

In seinem Metier musste man sich voll und ganz den Leuten anpassen, wenn man ein Geschäft abschliessen wollte. Aber der Humor durfte auf keinen Fall zu kurz kommen, und manchmal gab es zwangsweise Momente zum Schmunzeln wie etwa, als er an einem heissen Sommertag unterwegs einen Milchmann antraf und sich äusserte, wenn er jetzt ein Gefäss hätte, würde er ihm bei dieser Hitze einen Liter Milch abkaufen. Der Milchmann machte ihn darauf aufmerksam, dass er auf seinem Karren ja einen neuen Jaucheschöpfer habe, aus dem sich auch Milch trinken liesse, was er dann tatsächlich auch tat.

An einem andern heissen Sommertag wurde er im Kursaalgarten von einem deutschen Herrn angesprochen, als er eine schwarze Kiste der Firma Hamberger aus Oberried, in der ein Teil des Feuerwerkes für den Nationalfeiertag lag, in den Garten karrte. Der deutsche Gast fragte maniert: «Na, müssen Sie einen Toten abholen?» und er mit all der ihm zur Verfügung stehenden Ernsthaftigkeit antwortete: «Ja, mein Herr», und seinen Karren mit der Raketenkiste zwischen den Blumen in den Garten zog.

Es waren bei weitem nicht immer sonnige Tage oder sternklare, warme Föhnnächte während seiner Arbeit. Oft regnete oder schneite es sogar. Da Regenbekleidung fehlte, war er oft erkältet und musste husten. Der dicke Zwilchsack über den Schultern bot nicht genügend Schutz, so musste er sich vor Krankheit in acht nehmen, obwohl sein Körper gewohnt war, dem Wetter entgegenzutreten. Es war eine Zeit, in der man mit der Natur verbunden war, aber auch vor ihr Respekt hatte.

In «Chessler-Hitteln», dem «Huttenmacher am Sagistutz» in Ringgenberg, hatte der Bote aus Oberried einen guten Freund, der ihm gelegentlich half, den Karren das steile Stück auf die Höhe des «Einschnittes» zu ziehen. Oben angekommen, gab es jeweilen Gelegenheit, die neuesten Nachrichten und Begebenheiten auszutauschen.

Über längere Zeit liess sich der Huttenmacher nun nicht mehr blicken. Aber an jenem schwarzen Samstag sass er abgemagert und bleich wieder

auf dem Buchenstamm neben dem Hause, der als Spaltstock für Kleinholz diente. Da der Bote inzwischen seine Pflichten an diesem Tage in Interlaken erledigt hatte, blieb er stehen, setzte sich auf die Holzstange seines Karrens und fragte nach dem Wohlergehen. Er vernahm nichts Gutes. «Chessler Hittel» erzählte, dass er vor Wochen im «Obermoos» Holz geschlagen hätte, das er brauchte, um seine Rückentragkörbe herzustellen. Da sei ihm eine schwarze Gestalt begegnet, von der ein kalter und böser Wind ausgegangen sei, der die Glieder anschwellen liess. Zitternd sei er nach Hause geeilt, hätte kaum noch etwas essen und trinken können und hätte geglaubt, dass er nun sterben müsse. Einige ältere Frauen hätten ihn dann in einen gebrauchten Mehlsack gesteckt und auch seinen Kopf mit einem Mehlsack bedeckt. Das Mehl hätte eine kühlende Wirkung gehabt, und langsam sei auch das Fieber zurückgegangen.

Ja, ja, man wisse es ja, meinte der Oberrieder, dass vor und nach dem Dorf Niederried in den Nächten nicht alles mit rechten Dingen zu und her gehe. Da sei oberhalb des Dorfes der Milisbachhund mit seinen feurigen Augen, der die Grösse eines Kalbes habe, aber nicht aus Fleisch und Blut, sondern nur aus Schatten bestehe, darum im Schnee auch keine Spuren hinterlasse, wie der Bauer zu erzählen wusste, der ihn mit einem Ast erschlagen wollte, aber nicht konnte, weil man eben ein Schattenwesen nicht erschlagen kann. Wie ein Spiegelbild mache der Hund mit dem fürchterlichen Kopf zwar alle Bewegungen nach, lasse sich aber nicht verscheuchen. Trotzdem musste der Bauer deswegen bald darauf sterben. Der Milisbachhund wurde nämlich von einer Weibsperson, die wegen Unsittlichkeit auf dem Galgenhügel hingerichtet wurde, als Rache und Mahnung für nächtliches Herumschwärmen heraufbeschworen, um böse Verirrungen abzuschrecken.

Es war nicht gut, gewissen Gestalten zu begegnen oder mit ihnen den Weg zu kreuzen. So auch nicht unterhalb des Niederrieddorfes im «Unterholz» der rätselhaften Frauengestalt Lilith, die auf der Schadenburg hause und ruhelos durch den Wald streiche und mit ihrem Dasein das Nichtdasein demonstrierte, da sie mit den Füßen beim Gehen den Boden nicht berührte. Ihre Haltung strahlte Einsamkeit, Abstand, Aristokratie, Flucht und Trennung, aber auch eine magische und gefährliche Kraft aus. Bei ihr würden Sinn, Moral, Konflikt und Absicht fehlen, und

dennoch würde sie gleichzeitig Verlangen und Ablehnung symbolisieren. Ein halbes Skelett, das die Sinnlichkeit und die Wonne gekannt und die Liebe gekostet habe, danach aber entsagend, züchtig und einsam geworden sei und dadurch nur noch bei den lebenden Menschen die Sinneslust, die Wonne und die Wollust wecke.

Das Schweigen dieser Frau sei ein Geständnis ihrer eigenen präformalen Ohnmacht. Ein nichtdaseiendes Dasein. Eine Art Echo, das aus dem tiefsten Schweigen in sich selbst aufsteige. Und so sei sie verdammt, ihr Geheimnis nicht zu lüften und ihr Mysterium nicht preiszugeben. Weiterhin wird sie die Trägerin sein von ihrem Wissen, das sie nicht zu vermitteln vermag, und dazu verdammt, ein Geheimnis zu bleiben.

Niemand wisse, ob die junge Frau Selbstmord begangen habe oder ob sie ein Schlossfräulein von der Schadenburg sei. Geradezu an ein gewalttätiges Paradies würde man denken bei ihrem Anblick. Ihre stille Art und ihre Unhörbarkeit suggeriere das kalte Totenreich und die Todesfaszination mit der Entsagung und der engen Verbindung von Liebe und Leben. Ihre unerbittliche Unnahbarkeit, zusammen mit ihrem Schweigen, durchdringe den Körper, und aus ihren Augen blicke mit Verachtung brennend der «böse Blick», der zu Unheil und Unglück führe.

«Ruhelose Geister gibt es viele in dieser Gegend», meinte daraufhin der Huttenmacher. «Ich denke da an den «Tannisboden-Tengeler». Das war ein Mann, der oben im steilen Gelände, unterhalb des Grates einer Gemse nachstieg und dabei abstürzte. Zu Lebzeiten stahl er den anderen Bauern gerüstetes Holz oder Wasser in der Wildheuerzeit, das von weit her getragen werden musste. Auch Proviant und Heu entwendete er den andern Bergheuern und mähte über die Grenze seines Eigentums hinaus.

Seine so geplagten Mitmenschen, sagten etwa zueinander, dass er für all diese Schelmereien einmal büßen müsse. Und genau so kam es auch. Sein Geist fand keine Ruhe. In Gewitternächten war auch der «Tengeler» unterwegs, klopfte auf seine Sense und rief: «Wohin soll is tuen?» Damit meinte er wohl die Sachen und Dinge, die er zu Lebzeiten gestohlen hatte. Ein mutiger Wildheuer, der der armen Seele Ruhe gönnen wollte, fasste in einer Sturmnacht Mut, trat vor die Hütte und antwortete ihm: «Tues dert dar, wot's gnon hescht.» Von diesem Moment an war Ruhe.»

Der Oberrieder Bote nickte mit dem Kopfe, da er wusste, dass es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, die sich nicht leicht erklären lassen. Und wie er noch schweigend nachdachte, ergriff der Riggenberger Huttenmacher erneut das Wort:

«Ich weiss nicht mehr genau, ob es an Pfingsten war oder an Ostern. Jedenfalls an einem kirchlichen Festtag, an dem das Gotteshaus auf dem Schlosshügel voll besetzt war. Gleich nach dem Gottesdienst gab es auf der Portlaube ein kleines Gedränge. Zwei junge Männer wurden wegen einer Liebschaft handgreiflich, und einer von ihnen stürzte die Treppe hinunter und blieb mit gebrochenem Rücken liegen. Er lebte nicht mehr lange, und in den letzten Zügen erhob er die rechte Faust, und kaum vernehmbar hauchte er seinem Rivalen zu, dass er ihm einmal alles zurückzahlen würde. Danach atmete er nicht mehr und seine Augen erstarrten.

Niemand vernahm etwas von dem gemeinsamen Geheimnis, das die beiden verkettete. Da die Dorfbevölkerung eher so tat, als ob es sich um einen tragischen Unfall handelte, gab es auch kein Gericht und keine Richter. Die Jahre kamen und gingen, die Angelegenheit schien vergessen. Aus dem Jüngling war ein Mann im besten Alter geworden, der das Amt eines Nachtwächters versah. Eines Nachts – ich weiss nicht mehr, ob es an Pfingsten oder Ostern war – als der Nachtwächter seinen Pflichten nachging, löste sich um Mitternacht vor dem Hause seines damaligen Jugendrivalen wie durch unsichtbare Hand das aufgeschichtete Holz, das für den kommenden Winter an der Sonne aufgestapelt worden war und schlug den Nachtwächter zu Boden. Der Fall und das Erlebnis setzten ihm so stark zu, dass er wenige Tage danach zu Grabe getragen werden musste. Wer kann erklären, ob nun der Sturz von der Portlaube und der Sturz vor dem Haus einen Zusammenhang haben?»

«Ich nehme an», meinte der Oberrieder verschmitzt und kraulte sich in seinen Barthaaren, «dass jetzt der Schädel vom Nachtwächter im Beinhaus liegt und darauf wartet, gestohlen zu werden.»

Nun musste auch der Huttenmacher lachen, verstand er doch nur allzugut die Anspielung. So kicherten sie eine Zeitlang zusammen, bis dann der Bote den Huttenmacher bat, ihm die Geschichte, die nicht ganz unbekannt war, aufs neue preiszugeben. Und so fing der «Mann am Sagistutz» zu erzählen an:

«Ach, eigentlich ist es eine harmlose Geschichte aus dem Gasthof Bären. An einem Abend wurde dort ordentlich gebechert, und im Übermut des Weines tauchte die Frage auf, wer den Mut hätte, um Mitternacht einen Schädel aus dem Beinhaus zu holen. Ein junger Bursche aus der Tischrunde meinte, dass er dieses für eine Flasche Rotwein ohne weiteres machen würde. Da die Geisterstunde nah war, brach er zu seiner Mannesprobe schon bald auf und liess die grinsenden Bauern und Handwerker allein in der Gaststube zurück.

Dem Mutigen folgte aber ein zweiter Mann, der über Matten und Zäune eilend schneller beim Beinhaus ankam als der erste. Hinter der Kirche, im einstigen Burghof, in der finstersten Ecke des Beinhauses, versteckte sich der Vorausgeeilte und wartete. Mit dem Schlagen der Turmuhr kam auch der unerschrockene Jüngling ins Beinhaus, ergriff den erstbesten Schädel und wollte zurück zu seinem Wein und den Zechkumpanen, als er eine unheimliche Stimme aus der hintersten dunklen Ecke hörte: «Lass meinen Kopf in Ruhe.»

Erschrocken liess der Bursche den Schädel fallen und blieb wie angewurzelt stehen. Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken. Als er sich ein wenig erholt hatte und den Scherz erahnte, ergriff er mutig einen zweiten Schädel. Abermals erklang aus der Ecke die Stimme mit dem Befehl, den Kopf in Ruhe zu lassen. Da rief der Bursche in die Ecke hinein: «Du hescht sicher nid zwen Grinda ghäben.» Sprach es und ging mit dem Schädel ins Wirtshaus, wo noch bis zum Morgengrauen gebechert und gelacht wurde.»

«Diesem Burschen erging es anders als jenem Ringgenberger Handwerker, der das dorfseitige Zifferblatt der Kirchenuhr ersetzen wollte und vom Gerüst fiel», fuhr der Huttenmacher fort. «Wie durch ein Wunder blieb dieser in einem jungen Tannenbäumchen hängen, welches aus dem Mauerwerk herausgewachsen war. Seine Kameraden konnten ihn bald aus seiner misslichen, luftigen Lage befreien und mit einem Seil aufs Gerüst zurückziehen. Es lag natürlich auf der Hand, dass nun das neu geschenkte Leben ordentlich gefeiert werden musste.

Am späten Abend hatte aber der Handwerker so viel getrunken, dass er nicht mehr wusste, was er tat. Der Wein löste ihm die Zunge und er fluchte und lästerte so erbärmlich, dass sich der Herr über Leben und Tod darob erboste.

Der Betrunkene war in Gedanken wieder auf dem Gerüst, rutschte aus, fiel in die Tiefe, aber nun war die junge Tanne als Schutzengel nicht mehr da. Mit einem Schrei fiel er so unglücklich von seinem Stuhl auf den Kopf, dass er auf der Stelle tot war. So etwa nach dem Spruch:

Warum die Betrunkenen schwanken,
Ganz einfach ist die Geschichte',
Der Wein erzeugt grosse Gedanken,
Der Kopf bekommt Übergewicht.»

Nachdenklich kratzte sich der Oberrieder Bote mit der Hand erneut in seinem Bart und meinte danach mit verschmitztem Lächeln: «Es ist gut, dass es nicht finstere Nacht ist und der Mond eine zunehmende Reise beginnt, ich hätte sonst bald Angst, alleine nach Hause zu gehen, nach allem, was du mir nun berichtet hast. Trotzdem muss ich nun gehen, da ich noch «hinter den Grat» auf die Riederalp muss, um Mist auf die Weide zu tragen. Aber dort gibt es Gott sei Dank keine Gespenster, diese Moorlandschaft ist ihnen zu ungastlich. Solche Geschichten, die du erzähltest, kommen nur im milden Seeklima vor, zwischen Oberried und Ringgenberg, wo das Gemeindegebiet sonnseitig vom See bis hinauf auf den Grat emporsteigt. Auf hinterlistige Art und Weise trocknet dieses Klima das Gehirn vieler Eingeborenen aus, so dass sie die Realität nicht mehr erfassen können. Aber möglicherweise liegt es am «Heiterluft» und dem Verdampfungseffekt des Brienersees, der die Gehirnwindungen mit Feuchtigkeit übersättigt. So oder so ist es nicht gut, ein Leben lang pausenlos dort zu verbringen, weil in dieser kleinen und engen Welt die nötige Übersicht fehlt.»

Noch einmal lachten die beiden Männer. Der Bote stellte sich vor den Zweiradkarren, blickte nach der Sonne, um zu erkunden, wie weit der Tag fortgeschritten sei, wünschte seinem Freund noch gute Erholung, legte das Hanfseil über die Schulter, ergriff die abgewetzten Holzstangen und machte sich mit seinen gut vernehmbaren Schuhen in jene Richtung davon, in der ein mausähnliches Ungeheuer, der «Führenmitzer» zusammen mit der fliegenden «Nachtschniggelen» zur Nachtstunde mit seinem Gequietsche sein Unwesen treibt und die Menschen verunsichert.

Aber jetzt war ja lichter Tag, zudem nicht eine heilige Zeit oder gar Wintersonnenwende, wo Spukgestalten besonders aktiv sind. Auf der Westseite der Iseltwalderburg erstrahlten die Felsen im goldgelben Spätnachmittagslicht. Auch Hoffnung lag auf der Welt; denn nach diesem schwarzen Samstag müssen zwangsweise die Nachtstunden wieder positiver werden, und somit kommt Helligkeit, Licht und damit Freundlichkeit und Zuversicht auf die Erde. Danach geht es wieder lange, bis ein schwarzer Samstag im Kalender erscheint. Und da Selbsttäuschung bekanntlich ja zur geistigen Blindheit führt, bleibt die Möglichkeit, Mut und Kräfte zu sammeln, bis es wieder soweit ist. Im Augenblick kann man beruhigt sagen: Es war einmal . . .

Wann ist eigentlich aber der nächste schwarze Samstag?



Quellen:

Die Unterlagen über den Boten Johann Amacher, der den Übernamen «Liebelis Hans» trug und auf der «Unterfuhren» in Oberried lebte, erhielt ich von Emma Amacher-Ruef, Oberried, Frieda Ruef, Oberried, Ernst Amacher, Utzigen und Karl Schmocker, Ringgenberg.